

○
Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
===== 193. Bändchen =====

○
Henrik Ibsen
Björnstjerne Björnson
und ihre Zeitgenossen

1. 941

Don
Prof. Dr. B. Kahle
in Heidelberg

Mit 7 Bildnissen auf 4 Tafeln



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1908

I. Henrik Ibsen als norwegischer Dichter.

Vor elfhundert Jahren eroberte das karolingische Reich in seinen Grundfesten: unholde Gesellen aus dem Norden waren an allen Küsten erschienen, mordend und sengend fuhren sie die Flüsse hinauf. Nur mühsam konnte dem Anprall gewehrt werden. Aber nicht nur das karolingische Reich war dem Ansturm ausgesetzt: die großbritannischen Inseln und Irland wurden überflutet, die Westküste Spaniens fuhren die kühnen Seeräuber entlang, sie wagten sich durch die Säulen des Herkules hindurch, sie plünderten Nordafrika, Sizilien und Griechenland. Auch nach Osten hatten sie sich gewendet und die Küsten der Ostsee unsicher gemacht. An dieser Bewegung war der ganze Norden beteiligt. Als die Flut sich verlaufen hatte, waren Staatenbildungen in England, Schottland und Irland, wie auf den schottischen Inseln, an der Küste Galliens, und weiterhin in Sizilien und Neapel entstanden; in Rußland waren Reiche mit einer schwedischen Kriegerlaste gegründet, und Neuland war mit Island und Grönland besetzt worden, Amerika war entdeckt. Das war das erste Mal, daß der Norden bestimmend in die Geschichte des Abendlandes mit eingriff, denn, wie er selbst ungeahnte Bildungselemente empfing, so ist auf der anderen Seite sein Einfluß auf dem Gebiet des Staatsrechts, der Entwicklung der Ritterschaft und des Feudalwesens und nicht zuletzt auch des Handels von hoher Bedeutung gewesen.

Und noch ein zweites Mal ging vom Norden eine bedeutende Einwirkung auf die Geschichte anderer Völker aus. Das war, als Gustav Adolf sich zum Schützer des deutschen Protestantismus aufwarf und seine kriegsgewohnten schwedischen Bauernregimenter nach Deutschland führte. Der Protestantismus wurde gerettet, und es glückte den Schweden trotz des frühen Todes ihres heldenmütigen Königs, an den Küsten Deutschlands eine mächtige Stellung einzunehmen. Aber bald

wurden sie aus dieser wieder verdrängt, und der Norden sank zurück in seine frühere politische Bedeutungslosigkeit.

Auf geistigem und kulturellem Gebiet ist Skandinavien seit Jahrhunderten den Kulturnationen Europas gegenüber der empfangende Teil gewesen. Wohl hatten die stolzen Bauerngeschlechter, aus Norwegen und von den schottischen Inseln her flüchtend vor Harald Schönhaar, dem ersten Einheitskönig Norwegens, unter dessen Macht sie sich nicht beugen wollten, auf Island eine eigenartige, nationale Literatur von hoher Schönheit geschaffen, die uns Schätze nordgermanischen Geisteslebens bewahrt hat, aber irgendwelchen Einfluß auf andere Völker hat diese Literatur nicht ausgeübt. Von einer dänischen und schwedischen originalen Literatur im Mittelalter kann überhaupt kaum die Rede sein, und was im Reformationszeitalter und dann späterhin in Dänemark und Schweden entstand, ist in starkem Maße von Deutschland, dann aber auch von Frankreich und England aus, beeinflusst worden, ohne daß der Norden seinerseits viel mehr ausgeteilt hätte, als was etwa Klopstock und die Barden an Äußerlichkeiten der dichterischen Einkleidung von dorthier übernahmen. So war also auch in dieser Zeit — dem 18. Jahrhundert — der Norden der empfangende Teil, und nur die Komödien des Norwegers Holberg haben eine Rolle bei uns gespielt. Was dann im Anfang des vorigen Jahrhunderts die germanische Philologie der deutschen Literatur an befruchtenden Reimen aus dem Norden zuführte, stammte aus der alten nordischen Literatur, und die bedeutendste Frucht dieses Einflusses bildet wohl Richard Wagners Nibelungentrilogie. Das Geistesleben des modernen Nordens war uns noch fremd geblieben, denn die Bemühungen des Dänen Oehlenschläger, der seinem Volk die alten Stoffe der Sagazeit näher bringen wollte, und der zugleich seinen Stolz darein setzte, auch ein deutscher Dichter zu sein, waren bei uns ziemlich erfolglos.

Erst in den lehtvergangenen Jahrzehnten war es denn dem Norden, zum drittenmal in seiner Geschichte, vergönnt, weitgehenden Einfluß auf andere Völker auszuüben. Aber nicht mit der Schärfe des Schwertes errang er diesmal seine Siege, sondern die Schlachten wurden auf geistigem Gebiete geschlagen. Jetzt endlich wirkte er zum erstenmal auch seinerseits befruchtend auf die Literaturen der anderen Kulturvölker. Im Vordergrund steht hier von den skandinavischen Ländern Norwegen, und

Die Rolle des Nordens in der Geschichte. Die Natur Norwegens. 3

von dessen Schriftstellern wieder Ibsen. Auf kein Volk aber war die Wirkung eine tiefere als auf das stammverwandte der Deutschen, was nur zu natürlich ist, da dieses jenen am nächsten in Sinnesart und Lebensauffassung steht. Längst schon in seinem Vaterland berühmt, war H. Ibsen doch in Deutschland noch vor etwa vier Jahrzehnten nur wenig bekannt. Längst schon war sein großer Nebenbuhler Björnson bei uns eine literarische Größe, als Ibsen uns noch ein fremder Mann war. Will man Ibsen, Björnson und ihre Mitstrehenden recht verstehen, muß man sich dessen immer bewußt bleiben, daß sie Norweger waren. Hier gilt so recht das Wort Goethes:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Welch merkwürdiges Land ist doch dies Norwegen! Ein Land der großen Entfernungen, ein Land der Gegensätze. Seine Ausdehnung von Nord nach Süd ist so groß wie die Strecke von Stettin nach Messina, bewohnt von nur 2240000 Menschen. Wenn der Frühling ins Land zieht, dann bedecken sich die Hänge der Berge, die die Flüsse begleitenden Wiesen, mit reichem Blumenschmuck, Obstbäume stehen in Blüte, in den Birken- und Tannenwäldern singen die Vögel, am Sogne-, am Hardangerfjord, bei Molde oder noch höher hinauf am Lyngensfjord lustwandelt man in lieblichen Hainen. Aber mitten hinein in das sprossende Leben ragt der Tod und die Ode: starre Felsen steigen empor, Verwüstungen der Vorzeit oder jüngsten Vergangenheit kündend, wie im Romsdal; die ungeheuren Gletscher der Höhen senden ihre Zungen bis hinunter zum blauen Meer. Und dies Meer selbst, das in stillen Fjorden tief ins Land hinein sich zieht, an der Westküste und in der Inselwelt, wie in den Lofoten, tobt und wütet es im langen Winter, Verderben so manchem Schiffer bringend, aber doch wieder Nahrung spendend. Naht der Heringschwarm, so verbreitet sich wie ein Lauffeuer der Ruf davon, und von weit her bis tief aus dem Inneren der Fjorde zieht der Fischer, um die köstliche Ladung zu bergen. Dann herrscht reges Leben in den Fischerlagern und Hafenplätzen, dann rollt das Geld, im Tanz schwingt der Bursch die Maid, und bacchantische Lust beherrscht nach getaner Arbeit die sonst so ernsten Menschen, wie solches anschaulich Jonas Lie geschildert hat. Doch ver-

borgen lauert der Tod und macht dem fröhlichen Getriebe ein Ende, ein Sturm vernichtet ganze Fischerflottillen, und Trauer zieht in die der Ernährer beraubten Familien ein. Neben dem kurzen Sommer mit seinem fast immerwährenden Tag steht der lange, dunkle Winter; unweit von dem im blühenden Tal gelegenen reichen Bauernhofs liegt droben auf der Höhe in unwirtlicher Felseinsamkeit ein armseliges Gehöft. Fast immer von Stürmen umbraust, ober in schauerlicher Felskluft, überragt von himmelhohen Felswänden, über die nur während weniger Wochen die Sonne herübersteigt, so daß die Bewohner fast das ganze Jahr des Anblicks des lebenspendenden Gestirns beraubt sind. Da erwachsen denn die Grübler, die das Leben von der schwersten Seite ansehen, die unaufhörlich die Bibel studieren, um die Probleme des Lebens zu ergründen; das ist der rechte Nährboden der Sektierer, der Haugianer, einer von einem Handwerksburschen gestifteten Sekte von „Erweckten“, die mit ihren Bibelfunden und abgesondertem Wesen den braven Geistlichen der Staatskirche das Leben schwer machen, da erwachsen die harten Fanatiker wie Brand, da die Wundergläubigen wie der Pfarrer Sang aus Bjørnsons „Über unsere Kraft I“. Im wilden Norden ist auch die Heimat der dämonischen Frauennaturen, wie Rebekka West aus „Rosmersholm“ eine ist. Das aber ist auch der Nährboden der Phantasten, deren Phantasie über die Wirklichkeit dahinschweift, die sich in eine Traumwelt einspinnen wie Peer Gynt; das der Nährboden der Leute mit dem zweiten Gesicht, wie Jonas Lie einen im „Fellseher“ schildert, der Leute, die noch tief in der Welt des Aberglaubens leben. Hier aber erwächst auch der hart arbeitende Bauer, der kritisch und mißtrauisch allen Geschehnissen gegenübersteht, politisch freigesinnt. So steht neben dem ehrlichen, nüchtern rechnenden Kaufmann der Spekulant, dessen Träume ins Riesenhafte gehen, der zum Verbrecher wird; neben John Gabriel Borkmann, dem phantastischen Egoisten, der kühl berechnende Fabrikherr Holger aus „Über unsere Kraft II“. Solchem Volk also entstammt Ibsen, der unerbittliche Wahrheitsfucher und -forscher, der Seelenforscher, auch er ein Grübler, ein unbarmherziger Kritiker seines Volkes. Von einer norwegischen Literatur kann, wenn wir von der ältesten Zeit absehen, nicht vor dem 19. Jahrhundert die Rede sein. Wenn auch der große Romöbendichter des 18. Jahrhunderts, der

Bergener Holberg, seine norwegische Herkunft nicht verleugnen kann, so ist er doch dem dänischen Schrifttum zuzurechnen. Erst als im Jahre 1814 die jahrhundertelange Verbindung zwischen Norwegen und Dänemark sich löste, in der Norwegen doch immer die Rolle einer dänischen Provinz gespielt hatte, in der Dänisch die Sprache der Kirche, Schule und der Beamten geworden war, beginnt sich auch eine nationale Literatur zu bilden, die zunächst unter dem Einfluß der hauptsächlich durch Dänemark vermittelten Romantik stand. Man berauschte sich an den Erinnerungen der glänzenden Vorzeit, Norwegen war das schönste Land der Erde, die Norweger das edelste, beste Volk der Welt. Eigene Sprache wollte man haben, eigene Nationalität, nichts mehr von fremdem Wesen wissen. Besonnene Männer erhoben Einspruch gegen diese Übertreibungen, und eine heftige literarische Fehde, die jahrelang dauerte, entstand zwischen den Hauptvertretern beider Ansichten, Welhaven und Wergeland.

In diese Zeit fällt die Geburt der beiden Männer, die die norwegische Literatur auf ihre Höhe heben sollten, der beiden großen Nebenbuhler um die Krone norwegischer Dichtung, Henrik Ibsens 1828 und Bjørnstjerne Bjørnsons 1832. Es kann zweifelhaft erscheinen, wen von beiden es richtiger ist, zuerst zu behandeln, denn Bjørnson, wiewohl der Jüngere, ist früher zur Anerkennung gelangt als Ibsen und hat unleugbar diesem mehr Anregung gegeben als jener ihm. Da aber Ibsen nicht mehr unter den Lebenden weilt, während Bjørnson erst kürzlich die Welt durch ein neues Werk überrascht hat, sein Wirken also noch nicht abgeschlossen ist, habe ich mich bestimmt, zuerst Ibsen zu behandeln, und zwar zunächst Ibsen als norwegischen Dichter, sodann Ibsen als Dichter der Weltliteratur. Das will nun nicht etwa so verstanden sein, wie wenn Ibsen im zweiten Abschnitt seines Schaffens den Norweger abgestreift hätte. Nein, auch in diesem bleibt er durchaus ein Kind seines Volkes, wenn auch sein Blick sich geweitet hat. Diese Einteilung will besagen, daß Ibsen in der ersten Periode einmal Stoffe aus der Geschichte seines Landes oder besondere norwegische Verhältnisse behandelt hat, und dann, daß er zunächst nur in seinem eigenen Lande als Dichter Geltung gewonnen hat. Mit der zweiten Periode seines Dichtens, in der seine Stücke zwar auch in Norwegen

spielen, aber erlangt er Geltung über sein Vaterland hinaus, und damit gewinnt er mächtigen Einfluß auf die Literaturen und die Geisteswelt anderer Völker, besonders der Deutschen.

Der strenge düstere Grundzug, der durch das ganze Wesen Ibsens hindurchgeht, ist offenbar stark mit veranlaßt worden durch die Eindrücke seiner Jugend. Er erlebte den Zusammenbruch des väterlichen Hauses, als er noch ein Knabe war; aus Wohlhabenheit in Armut gestürzt, lernte er schon früh in seiner Geburtsstadt, der kleinen Handelsstadt Skien im südlichen Norwegen, den Unterschied zwischen Honoratioren und Nicht-honoratioren kennen. Als Apothekerlehrling stahl er sich die Stunden der Nacht ab, um sich auf die Universität vorzubereiten; in Christiania auf der Studentenfabrik mußte er oft darben und hatte nur die kümmerlichste Nahrung. Sein erstes Drama, „Catilina“, las kein Mensch, so daß er fast die ganze, im Selbstverlag erschienene Auflage als Matulatur verkaufte. Früh schon entwickelt sich seine Neigung zur Satire und Ironie, von den Spielen der Kinder zieht er sich zurück. Schon in den Jugendgedichten dieser Zeit finden wir charakteristische Züge, das Grausige, Furchtbare zieht ihn an: er besingt den Ball der Toten; eine Meeresfahrt bei Mondschein, bei der Tote sein Geleite sind, deren Augen sich seltsam in der Flut spiegeln; das nächtliche Grauen im Walde. Singen andere junge Dichter von Lenz und Sonnenschein, so er von Herbst und Mondesglanz. Der Frühling ist ihm zur Erinnerung geworden, nur noch ein Nachhall ist geblieben. So auch — und hier scheint ein Erlebnis vorzuliegen — die Liebe. „Vallerinnerungen“ betitelt er ein Gedicht mit einem Prolog an Stella, das mit Tagebuchblättern schließt. Unter all den heiteren, lächelnden Gestalten, mit gemalten Wangen und kokettierend, glaubt er, sie, seines Herzens Ideal, gefunden zu haben. Doch als er sie im Arm hält, entführt sie ihm ihr Verlobter. So ist der Ball und mit ihm sein Traum zu Ende. Freilich erscheinen seine Gefühle etwas gekünstelt und gemacht, wie er denn selbst schon im Jahr darauf (1850) dieses Gedicht für „vielleicht etwas überspannt“ erklärt hat, hinzufügend, daß es einer eingebildeten Verliebtheit des letzten Sommers sein Entstehen verdanke. Gleichwohl spricht sich auch in anderen Gedichten dieser

ca. 53264v

Vorträge und Aufsätze

zur

Geschichte des geistigen Lebens

in

Deutschland und Oesterreich.

Von

Wilhelm Scherer.

Berlin.

Weidmannsche Buchhandlung.

1874.

310 48
5/12/93
h

Über den Ursprung der deutschen Nationalität.

Vortrag gehalten im Rathhauseaale zu Straßburg
am 25. Februar 1873.

I.

Zu Ende des vorigen Jahres ist ein Buch erschienen, das gewiß auf vielen Weihnachtstischen gelegen hat und ohne Zweifel auch in diesem Kreise gekannt und vielleicht geliebt wird.

Es war ein etwas seltsames und auffallendes Buch, auffallend durch den fremdartigen Titel, durch den Verfasser, durch den Plan, durch die Sprache, durch die Zumuthungen, die es an den Leser stellte.

Ein längst beliebter Dichter, der seine schönsten Erfolge der Energie zu danken hatte, mit der er die Stoffe der Wirklichkeit zu ergreifen wußte, die Stoffe welche das deutsche Leben unmittelbar an die Hand gab; ein Schriftsteller, der uns bald in das Comtoir, bald in die Landwirthschaft, bald in die Universitätskreise, bald an die Fürstenthöfe geführt hatte, immer aber durch seine Romane uns in der Gegenwart festhielt, — dieser Schriftsteller muthet uns plötzlich einen Gang zu in ferne Vergangenheit, in weit abliegende Verhältnisse, — er redet plötzlich eine andere Sprache, die allerdings deutsch ist, aber kein fließendes natürliches Deutsch, wie wir es gewohnt sind, wie es der Roman aus der feinsten Sprache des täglichen Lebens zu nehmen pflegt, sondern ein etwas gespreiztes, wir möchten fast sagen: affectirtes Deutsch. Es ist keine Zeile Conversationston darin. Alles geht auf Stelzen. Die Personen sind von einem ungeheuren Be-

wußtsein unnahbarer Würde durchdrungen. Sie scheinen alle Umwege zu machen, um das hervorzubringen, was — dünkt uns — weniger einfacher Worte bedurfte. Dabei drücken sie sich so ungeschlenk, massig, schwerfällig, manchmal sogar schwerverständlich aus.

Und doch liegt ein Zauber auf dem Buche, es offenbart sich eine Fülle der Poesie darin, der sich schwerlich Jemand ganz entziehen kann. Wir erhalten Einblick in eine Welt, die an sich selbst poetisch ist durch den Reichthum unverbrauchter Kraft, die Naivetät der Anschauung, die einfachen unverkünstelten Lebensverhältnisse. Wir glauben uns in das homerische Zeitalter versetzt. Und es ist auch ein homerisches Zeitalter, das Heldenalter unserer eigenen Nation. Und darauf beruht der gemischte Eindruck: es ist eine andere Zeit, es ist eine fremde Zeit, und doch ist es die eigene Volksindividualität, die wir empfinden, es ist unser eigenes Denken und Fühlen. Zwar ferne, aber doch verwandt. Zwar fremd, aber doch nahe.

Sie errathen, daß ich von dem neuesten Roman von Gustav Freytag spreche, und insbesondere von der ersten Erzählung, von „Ingo“. Und ich habe mir erlaubt daran zu erinnern, weil Ihnen das Buch am besten eine Ahnung gibt von der Welt, in die ich Sie einführen will, und weil ich gerade den Punkt hervorzuheben wünsche, auf welchem unsere Verwandtschaft, unser Bewußtsein, eins zu sein mit jener fernen Epoche, beruht.

Wenn ich versprochen habe, über den Ursprung der deutschen Nationalität zu reden, so erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen eine Angabe machen werde über die Zeit, in welche dieser Ursprung fällt. Wir wissen die Zeit nicht. Unsere Vorfahren treten unter dem Namen der Germanen in die Geschichte. Da sind sie ein fertiges Volk, sie haben bereits ihre eigene Nationalität, die sie auf das bestimmteste von ihren Nachbarn unterscheidet, die von den Römern mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht angeschaut und empfunden wird, nicht ohne die Ahnung, daß sie einer unberührten gewaltigen Kraft gegenüber ständen, der sie selbst schließlich erliegen würden. Die gerade Fortsetzung dieser germanischen Nationalität ist unsre deutsche, deren Ursprung also fällt in eine Zeit, an welche keine geschichtliche Ueberlieferung hinanreicht.

Wie denn aber dann — werden Sie fragen — wie können

wir gleichwohl etwas davon wissen? Welche Mittel haben wir, um unsre geschichtlichen Kenntnisse auszudehnen weit hinter alle überlieferte Kunde, hoch hinauf in eine Epoche, die mit Nacht und mit Dunkel bedeckt sein muß, in das kein geschaffenes Auge dringt?

Die Leuchte, welche das Dunkel erhellt, ist die Wissenschaft der Sprache.

Die Mythologie der alten Scandinavier erzählt von einer ungeheuren Esche. Das ist der größte und beste von allen Bäumen, seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Seine Wurzeln reichen hinab bis dahin, wo einst das Chaos war, und dahin, wo Nacht und Nebel herrscht, und unter einer dieser Wurzeln befindet sich eine Quelle, die Quelle gehört dem Riesen Mimir: Mimir d. i. Erinnerung.

Ein solcher Baum ist die Sprache. Sie ragt aus der fernsten Vergangenheit in die Gegenwart und wieder in die fernste Zukunft. Wenn wir nur tief genug zu graben verstehen, bis an ihre Wurzeln hin; da schöpfen wir aus Mimirs Brunnen: unvordenkliche Weisheit wird uns kund.

Die Sprache ist ein lebendes Archiv. Sie ist wie ein steinalter Greis, der die Jahrhunderte und Jahrtausende durchlebt hat, zahllose werthvolle Erinnerungen in sich sammelnd: aber schweigend. Plötzlich in unsern Tagen öffnet ihm deutsche Wissenschaft den Mund, und er beginnt zu reden. Wir staunen und hören und staunen wieder: den Geheimnissen der Welt kommen wir um einige Schritte näher.

Der Schatz der Wörter ist der Schatz der Begriffe, der Gedanken, der Anschauungen, Ideen, Empfindungen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die Erkenntnis der Gesetze, nach denen die Wörter entstehen, sich wandeln und vergehen, gibt uns die Mittel an die Hand den Wortschatz der alten Germanen wiederherzustellen. Er liegt vor uns wie ein offenes Buch, und wir lesen in der Seele des Volkes. Eine ganze versunkene Welt von Geistes- und Gemüthskräften erhebt sich aus den Gräbern der Vorzeit. Oft genügt ein einziges Wort, und der volle Mensch steht vor mir in athmender Gestalt, ich kann ihm nachfühlen, mich in ihn hineindenken, ich sehe ihn leidend, ringend, kämpfend, vielleicht tief unglücklich, und doch

wieder muthig und unverzagt, seines Zieles bewußt und auf das Eine, Große gerichtet, das ihn emporhebt über das Niedrige und Gemeine.

Unwillkürlich habe ich vorausgreifend das Bild des Germanen hingestellt, wie er mir erscheint, als den Typus des Idealisten. Aber kehren wir zu unserem Ausgangspuncte zurück und fragen wir: was lehrt die Sprachwissenschaft über den Ursprung der deutschen Nationalität?

Zunächst lehrt sie uns, daß die Germanen sich losgelöst haben aus einem größeren Volksverbände, dem einst die Kelten, Italer, Griechen, Thracier, Slaven, Scythen, kurz der größte Theil der europäischen Nationen, ferner die Perser und Arier angehörten. Die Sprachen dieser Völker stehen in einem so entschiedenen Zusammenhange, sie sind so nahe mit einander verwandt, daß sie nothwendig einmal Eine Sprache gebildet haben müssen. Diese Eine Sprache setzt Ein Volk voraus, das vermuthlich in Asien seinen Sitz hatte und von einem bestimmten Punct aus sich theils in Asien, theils nach Europa verbreitete. Man pflegt es das indogermanische oder arische Urvolk zu nennen.

Ueber den Culturzustand desselben sind wir durch die Wörter unterrichtet, welche der alten Sprache zugehörten. Die Arier hatten die unterste Stufe auf der Leiter der Bildung bereits überschritten. Sie waren kein Jäger-, kein Fischervolk mehr. Ja sie waren nicht einmal auf Viehzucht beschränkt. Es darf als gewiß angenommen werden, daß der erste Schritt zum Ackerbau bereits gemacht war, die Namen mehrerer Getreidearten, Weizen und Gerste, stimmen in jenen verwandten Sprachen überein. Alle haben dasselbe Wort für ackern, pflügen: und die Erde heißt das Pflugland. Man besaß Mühle und Mühlstein: das Getreide wurde mithin auch gemahlen. Kurz sie waren — nach der gangbaren Bezeichnung — Halbnomaden.

Diesem Volke also gehörten die Germanen an. Sie gehörten speciell zu jenem Theil der sich nach Europa abzweigten. Sie verhielten sich zu der Gesamtheit wie ein einzelner Stamm zur Nation. Wie die zwölf Stämme Israels aus Egypten zogen, so trieben jene Arier ihre Heerden nach Westen. Die Kelten zogen voran, ihnen folgten in zweiter Linie Italer und Germanen, den dritten Zug bildeten

Griechen, Thracier und Slaven. In dieser Marschordnung wanderten sie in Europa ein, und in derselben Vertheilung breiteten sie sich darüber aus und erkämpften ihren Weg. Noch heute entspricht die geographische Lagerung ungefähr jener alten Heeresordnung.

Als Halbnomaden kamen die Germanen nach Europa; als Halbnomaden occupirten sie das norddeutsche Territorium, ihre ältesten Wohnplätze. Als Halbnomaden finden wir sie aber auch noch in den Tagen des Cheruskerfürsten Arminius; als Halbnomaden schildert sie der edle Römer, der unserm Volke zuerst eingehende Aufmerksamkeit schenkte; als Halbnomaden stürzen sie sich auf das römische Weltreich. Und jene ungeheuere welthistorische Revolution, die wir die Völkerwanderung nennen, war offenbar nur darum möglich weil die Träger der revolutionären That noch eine ungeheuere Expansivkraft besaßen, weil die siegreichen Helden des Kampfes einer noch wandernden, einer noch nicht sesshaften Nation angehörten, — mit einem Worte: weil die Germanen noch halbe Nomaden waren.

Der Zustand der germanischen Volkswirthschaft hat sich also von den Zeiten ihrer Einwanderung in Europa bis zu den Zeiten der Völkerwanderung nicht wesentlich gehoben. Der Ackerbau blieb auf einer höchst unvollkommenen Stufe. Ein Fortschritt nach dieser Richtung hat nicht stattgefunden. Und doch muß gerade in die angegebene Epoche der Ursprung der deutschen Nationalität fallen: Die Germanen als ein Stamm der übrigen Europäer, und die Germanen als ein selbständiges Volk: das ist der Unterschied, auf den es ankommt, das ist der Schritt, den es zu erklären gilt. Es handelt sich darum: wie kam es, daß die Germanen aus einem Stamme, aus einem Volkstheile, selbst ein Volk, eine eigene Nation geworden sind? Welche Kraft hat über ihnen gewaltet, um ihnen den persönlichen Stempel aufzudrücken, mit welchem sie den Römern entgegen traten?

Ich glaube, wir haben die Erklärung zu suchen gerade in jener Stabilität unvollkommener volkswirthschaftlicher Zustände, verbunden mit der geographischen Lage des Volkes.

Hätten die Germanen eine große Steppe um sich gehabt, unbewohnt, leidlich fruchtbar, die ihnen Niemand streitig machte, so hätte ihr nationales Leben ruhig verfließen können, wie eine friedliche

Ischle. Es wäre eine Art vegetativen Daseins geworden. So aber sind die Germanen eingekreist von allen Seiten zwischen andere, theils verwandte, theils unverwandte, jedenfalls aber ebenso jugendkräftige Stämme und Nationen. Im Westen und Süden die Kelten, im Osten die Slaven, im Norden die Finnen und Lappen. Das mußte ganz andere Consequenzen haben.

Es ist ein von der Wissenschaft bewiesenes Gesetz, daß die Menschen sich rascher vermehren, als ihre Nahrungsmittel. Für Alle ist nicht genug zu essen da. Auf den niederen Stufen der Cultur wird die rohe Kraft entscheiden, der Stärkere reißt mehr als das Unbedingte zum Leben Nothwendige an sich, der Schwache wird umkommen. Dies ist der Streit um die Lebensbedürfnisse, welcher neuerdings unter dem Titel „Kampf ums Dasein“ eine so große Berühmtheit erlangt hat. Und es ist die Beobachtung gemacht, daß das Anwachsen der Bevölkerung nirgends rascher vor sich geht als bei nomadischen und halbnomadischen Nationen. Wenn also diesen die Möglichkeit genommen ist, sich weiter auszubreiten und neues Terrain zu occupiren, so wird der Kampf ums Dasein eine große Heftigkeit erreichen. Sehen sie sich an den Grenzen zurückgewiesen, so werden sie gegen ihr eigenes Fleisch wüthen. Sie werden sich untereinander aufreiben, und Krieg und Streit wird ihr tägliches Geschäft.

So kam es bei den Germanen. Sie standen fortwährend gegen einander im Felde. Die Römer sahen mit Behagen zu, wie viel Kraft sich da verzehrte in inneren Fehden, wie in ewigem Auf und Nieder der Machtverhältnisse bald hier bald dort ein Clan vollständig verschwand und ausgelilgt wurde. Der ruhmreiche Sieger von gestern war der Besiegte von heute.

Die socialen Verhältnisse konnten nur fördernd einwirken. Der freie Germane lebt womöglich als Aristokrat. Das Hauswesen besorgt die Frau, Greise und Kinder oder weniger brauchbare Slaven stehen ihr darin zu Seite. Die tüchtigen Slaven erhalten eigene Wohnungen und sind nur zu Naturalzins verpflichtet. Das Haupt der Familie aber ist blos im Kriege ein thätiger Mensch, sonst lebt er träge, geht kaum einmal auf die Jagd, pflegt seinen Leib, schläft,

betrinkt sich, spielt, wenn nicht seine öffentliche Pflicht ihn ruft zu Volksversammlung und Gericht.

Also einerseits eine große Erleichterung des Krieges, von dem keine häuslichen Pflichten abhalten. Andererseits bei wachsender Bevölkerung eine wachsende Nothwendigkeit des Krieges, falls man nicht zu intensiverer Bewirthschaftung des Bodens übergehen will. Das aber wird hinausgeschoben, so lange als irgend möglich, wie bei allen Nomaden und Halbnomaden.

Sie sehen wie hier Alles darauf hinwirkt, den Krieg zum eigentlichen Lebensinhalte des germanischen Mannes zu machen. Ja nicht bloß des Mannes. Wir wissen, daß auch Frauen sich am Kampfe betheiligten; vollkommen gerüstet wie Männer stürzten sie sich mit in die Schlacht. Der Krieg ist für Männer wie Frauen der ideale Zustand, auf ihn spitzt sich die ganze Organisation des Volkes zu, den Krieg verherrlicht die Poesie, im Kriege werden die Götter gedacht, der Krieg wird selbst ein religiöses Geschäft.

Gestatten Sie mir, dies etwas näher auszuführen.

Es besteht eine feste Organisation des Staates, die ganz auf sofortige Mobilmachung berechnet ist. Nach der Zahl der Kämpfer haben wir Verbände zu zehn, hundert und tausend. Sie wohnen nach Familien und Geschlechtern beisammen, und in der Ordnung, in der sie wohnen, brechen sie zum Heere auf. Das ganze Volk ist eine gegliederte Armee in fortwährender Kriegsbereitschaft. Die stärksten Bande des Blutes halten diejenigen zusammen, welche, Schulter an Schulter gedrängt, in Einer Schaar kämpfen. Ja, als wäre es damit nicht genug, als reichten die natürlichen Verbände nicht aus, als bedürfte es einer außerordentlichen Steigerung des kriegerischen Geistes: so finden wir, daß zwischen dem Fürsten und seiner Hausgenossenschaft ein besonderes Dienstverhältniß existirt, das ganz auf den Krieg gestellt ist. Die vornehmsten Bünlinge sind um den Häuptling geschaart, sie wohnen im Frieden bei ihm, sie schlafen in seinem Hause, sie lagern um seinen Herd, sie essen an seinem Tische. Er vertheilt Gunst und Gnade unter sie. Er rüstet sie aus mit Roß und Schwert und Helm und Schild, mit Armringen und anderen Kleinoden. Die Halle, in der er sie um sich versammelt, heißt die Gabenhalle, er ist ihr Goldfreund, ihr

Schatzspender und Ringvertheiler. Es ist ein Wettseifer unter den Häuptlingen, wer das zahlreichste und tüchtigste Gefolge besitzt, darauf ist ihr Ansehen gegründet, weit umher bei allem Volk. Für seine Freigebigkeit aber sind die Genossen ihrem Herrn zu unbedingter persönlicher Ergebenheit verpflichtet. Sie schützen ihn mit Leib und Leben im Kampf. Wenn er unterliegt, wenn er fällt, so wäre es schmachvoll für den Krieger, lebend aus der Schlacht zu weichen. Sie sind ein lebendiger Wall, der den Fürsten umschließt.

Dieser Wall aber wird nur durch Reichthum gebaut, und die einzige Quelle des Reichthums ist Raub und Krieg. Der Reichthum ist nur für den Krieg bestimmt und wird nur durch den Krieg erworben. Der Krieg verzehrt, was er schafft. Er ist Anfang und Ende. Er spielt mit den Menschen. Sie sind für ihn da. Er gibt die höchste Lust und Wonne, er gibt die tiefste Schmach und die äußerste Noth.

Aller Besitz hat nur Werth durch die Beziehung auf ihn. Es gibt eine einzige Industrie, ein einziges selbständiges Handwerk: das treibt der Waffenschmied. Es gibt ein einziges geschätztes Erbstück, das vom Vater auf Sohn und Enkel übergeht: das ist das Schwert.

Die Götterwelt ist ein Spiegelbild der menschlichen. Das Gewaltige überwiegt darin und steigert sich bis zum Wilden und Ungeheuerlichen. Als Regel gilt, daß jeder Gott kriegerisch ist und Freude am Kampf hat. Sogar ganze Schaaren göttlicher Frauen treiben als Walküren das blutige Kriegshandwerk und sehnen sich immerfort nach Streit und Gesecht, hierin Abbild germanischer Frauen.

Die alten Arier besaßen einen Himmels-gott Namens Djaus. Er ist der Stammvater des griechischen Zeus, wie Er Blitze schleudernd, wie Er der Herrscher aller Götter. Bei den Germanen finden wir den Namen wieder. Aber er ist auf die Bedeutung des Kriegsgottes eingeschränkt. Jupiter ist zum Mars geworden.

Der Gott des Gewitters aber hat sich zu einer besonderen Gestalt ausgeprägt, er heißt Donar, der personifizierte Donner. Er ist ein Riesentöchter, ein Widersacher aller Unholde wie Hercules.

Der höchste Gott ist Wodan geworden, d. h. der Wüthende, der Gott des Sturmes und der stürmischen Bewegung. Er braust mit seinem Heere durch die Lüfte, unwiderstehlich niederreißend, wie der Sturm selber und wie der Germane in der Schlacht. Gene zauber-

volle geheimnißreiche Macht, welche vom Kriege ausgeht und dem germanischen Erden das Herz bezwingt, diese schaut er in Wodan an. Wodan gibt und nimmt den Sieg. Er ist wie das ewige Schicksal selber. Es packt, entrafft uns, wir wissen nicht wohin, wir wissen nicht warum. Wodan leiht dem geliebten, bevorzugten Helden ein Schwert, mit dem er siegreich ist in alle Wege, und plötzlich tritt ihm mitten im Kampfgetümmel ein alter Mann entgegen mit breitem Hut und grauem Mantel, einäugig, einen Speer in der Hand — an diesem Speere bricht das Schwert in zwei Stücke, und der Sieg weicht von ihm. Der alte Mann war Wodan.

Solche fatalistische Anschauungen sind allen niedrigen Culturstufen gemeinsam. Civilisation bedeutet Herrschaft des Menschen über die Natur, auf den frühesten Entwicklungsstufen der Nationen herrscht umgekehrt die Natur über den Menschen. Die Art und Weise, wie der Mensch sich dieser Abhängigkeit bewußt wird, das ist der Schicksalsglaube. Er fühlt sich in der Gewalt überirdischer Mächte, ihrer Willkür scheint er rettungslos verfallen, verschaffen ist er zu Glück oder Unglück, er selbst kann nichts dazu thun.

Es ist aber bekannt, wie sehr eine fatalistische Religion beiträgt, den kriegerischen Geist zu steigern. Mit und durch die Weltanschauung des Fatalismus haben sich die Anhänger Mohammeds die halbe Erde unterworfen. Ja noch in viel späterer Zeit hat der verwandte Gedanke der göttlichen Vorherbestimmung eine ganz wunderbar stählende und fanatisirende Macht erzeugt. Der kriegerische streitbare Geist der Calvinisten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist wesentlich aus dem Dogma der Prädestination entsprungen.

Die Germanen sind consequent. Sie dehnen die Anschauungen des Fatalismus auf die Götter selbst aus. Auch sie werden einst dem Schicksal erliegen. Wie der Germane um seine Existenz kämpft und ein ringendes Dasein führt, ringend nicht durch Arbeit um das tägliche Brod mit einem spröden Boden, sondern ringend in aufregender Fehde um lockenden Besitz, den er in fremder Hand sieht, entbehrt und begehrt, — oder vertheidigend seine eigene Habe gegen begehrlüche Gelüste der Nachbarn: so denkt er auch die Götter. Ihre Herrschaft über die Welt steht nicht fest. Neidische feindliche Mächte bedrängen sie ohne Unterlaß. Davon erzählen freilich auch andere

Mythologien. Aber die griechischen Götter haben im Titanenkampf ihre Weltregierung ein für allemal gegen die Anfechtung gesichert und gesichert. Der griechische Titanenkampf ist ein längst vergangener. Der germanische Titanenkampf liegt in der Zukunft; es wird die Zeit kommen, wo verzehrendes Feuer über die Welt hereinbricht, die Riesen erheben sich gegen die Götter, in einer gewaltigen Hauptschlacht messen sie ihre Kräfte. Und nicht die Götter sind Sieger, sondern Götter und Riesen vernichten sich gegenseitig. Aber nach ihrem Falle wird eine neue Erde entstehen, sie hebt sich grün aus den Fluten, ein neues Weltalter beginnt unter friedlichen Göttern, dann ruhet der Streit.

Es ist ein Ausblick der Sehnsucht, wie in starkverfeinerten und hochcivilisirten Zeiten sich utopische Vorstellungen von idyllischer Einfachheit des Lebens entwickeln. Traurige und hoffnungsvolle Träume suchen in dem Nebel der Vergangenheit und Zukunft, was die Gegenwart misgönnt. Die Gegenwart des Germanen und seiner Götter gehört dem Hader und Streit. Wenn nicht Donar wäre, der große Riesentöbter, so würden die Riesen alsbald im Olymp und auf der Erde die Uebermacht gewinnen. So haben auch die Himmlischen ihren Kampf ums Dasein.

Die schaffende Phantasie formt die Götter nach menschlichem Bilde. Aber die Vorstellungen von einer höhern Welt wirken zurück auf menschliches Sein und Handeln. Jene Empfindungen, deren man voll ist, die man in Wodan und die Walküren hineindichtet, die werden wieder gestärkt im Menschen, weil die Götter dafür Muster und Beispiel sind. Ein Ideal des Heldenthums wird ausgebildet, dessen Gehalt sich den Personennamen mittheilt. Der Name, den das Kind bekommt, soll ihm seine künftige Bestimmung vorzeichnen. Der Knabe soll wie ein Held werden, ein fester unerschütterlicher Mann, Hartmann; ein Kampfberühmter, Gundomar; ein Schützer durch den Sieg, Sigismund; ein willkommenener (lang gewünschter, gern empfangener) Schutz und Schirm, Wilhelm. Das Mädchen soll wie eine Walküre werden, eine Kampfjungfrau, Hildeburg; eisengerüstet, Isanbirg; eine Schildkämpferin, Randgund, u. s. w.

Das Kriegerheer zieht aus wie eine Procession. Die heiligen Thierbilder und die Symbole der Götter sind Feldzeichen. Die Priester hand-

haben die Disciplin. Vor dem Beginne der Schlacht wird Donar, der Riesentöchter, besungen, und sein zorniges Wettergebrüll sucht man nachzuahmen. Klingt es laut und fürchterlich, so gilt dies als ein gutes Zeichen. Man wartet nicht auf den Angriff: man greift selber an.

Die Taktik der Germanen — sagt der General von Peucker — war stets und überall offensiv. Die Schlachtordnung war ein Dreieck mit der Spitze voran, an dieser Spitze der Führer mit den Feldzeichen, die vordersten Linien streng geschlossen und mit Schilden gedeckt. Durchbrechung der feindlichen Schlachtlinie war der Zweck. Im vollen Sturmloaf rannten sie heran, und der Anprall war von furchtbarer Gewalt. Ihre ganze kriegerische Stimmung, ihre Schlachtwuth und Kampfgier war verbunden mit der bedeutenden mechanischen Kraft, die solchen dichtgeschlossenen Massen innewohnt. Dazu kam die Bewaffnung der Vordersten mit besonders langen Speeren und die ungeheure physische Stärke, mit welcher diese Waffe geführt wurde. Und das Ganze in der raschesten Bewegung, im vollen Lauf. Es hatte etwas Unwiderstehliches. Sie selbst verglichen die Reile ihrer Schlachtordnung, die sie in die feindlichen Reihen trieben, mit dem Kopf eines Ebers, der wüthend einherstürmt.

II.

Was ist das für eine Welt in die wir hineinblicken mußten! Wie rauh, bewegt und unruhvoll! Wie beängstigend und aufregend, fast qualvoll für eine heutige Phantasie!

Als ich vor acht Tagen diesen Saal zum ersten Mal betrat, da hatte ich keine Ahnung, daß das Erste, worauf mein Auge fallen würde, Raphaels Parnasß wäre. *) Es war ein Eindruck, den ich nie vergessen werde. Ich bin nicht in Rom gewesen. Zum ersten Male habe ich diese erhabenen Gestalten, wenn ich so sagen darf, leibhaftig vor mir gesehen, und ganz plötzlich, wie aus der Erde gestiegen. Immer und immer wieder mußte ich zu ihnen emporblicken, und ich mußte an die Stelle des Plato denken, welche Raphael inspirirte,

*) Gegenüber der Thüre, durch die man in den großen Rathssaal eintritt, befindet sich eine kolossale Tapete mit Raphaels Parnasß.

wo er die Dichter schildert, die gleich der Biene umherfliegen und von den Blumen saugen und aus gewissen Gärten und Thälern der Musen von honigströmenden Quellen uns ihre Lieder bringen — und so oft ich in diesen Tagen überlegte, wovon ich heute sprechen würde, immer stand dieser Homer vor mir und dieser Apollo und die Heiterkeit und Klarheit der olympischen Götter und das Sonnige der griechischen Poesie — und immer empfand ich es wie einen dumpfen schwülen Druck, wenn ich wieder in das Dunkel germanischer Wälder zurückkehrte an die Stätte des Ursprunges unsrer Nation.

Ein größerer Contrast ist nicht denkbar. Die Phantasie des germanischen Dichters schwebt nicht wie eine suchende sammelnde Biene über den Blumen der Wirklichkeit. Sein Auge schaut nicht groß und klar und ruhig und unbefangen in die Welt, wie das Auge Homers. Es blitzt darin ein unheimliches Feuer, eine wilde Leidenschaft, welche wie flackernde Lohe an die Dinge fliegt, die es beobachtet, um ihre Form und Farbe zu versengen und auch in ihnen den glühenden Funken der Seele zu suchen, welche in rastlosem Begehren ringt und sich müht, und im heißesten Kampfe am meisten genießt und den Gipfel des Lebensgefühls erklimmt, wo sie der Vernichtung am nächsten ist.

In jeder Zeile germanischer Poesie ist eine gleichmäßige Siedehitze der Empfindung. Ihr Wesen ist Leidenschaft.

Freilich was wir besitzen von solcher Poesie, das reicht nicht hinauf in die Ursprünge des Volkes. Aber wie ein Gesicht, das gewohnt ist, sich leidenschaftlich zu verzerren, zuletzt gleichsam starr wird in dem angenommenen Ausdruck: so erstarrt der Geist, aus welchem die deutsche Nationalität geboren wurde, in dem feststehenden Style der alten Poesie, der von den scandinavischen Schneebergen bis an die Nordabhänge der Alpen in gleicher Weise theils in ärmlichen Spuren, theils in reicher Entfaltung uns vorliegt.

Etwas von diesem Styl hat auch Freytag in seine Erzählung von Ingo hinübernehmen müssen, wollte er getreu schildern, wollte er seine Personen annähernd so reden lassen, wie sie wirklich geredet haben können.

Ein geistvoller College sagte neulich: „Das ginge ja beständig wie im Trabe vorwärts.“ Und verwundert fügte er hinzu: „Sind denn die Leute wirklich damals so gewesen?“ Ich konnte nur erwidern:

soviel ich wüßte: allerdings. Man liest das in der That manchmal mit einer Empfindung, als ob man in kleinen stetig wiederholten Stößen, wie im Trab, emporgeworfen würde. Aber ebenso liest sich altgermanische Poesie.

Derjenige unter den modernen Schriftstellern, der zuerst die Leidenschaft ihren eigenen Dialekt sprechen ließ, Rousseau, drückt sich darüber so aus: „Die Leidenschaft, voll von ihr selber, ist mehr redselig als beredt. Das Herz, voll von einer überströmenden Empfindung, wiederholt immer dasselbe und wird nie fertig, es zu sagen, wie eine sprudelnde Quelle, die unaufhörlich fließt und sich niemals erschöpft.“

Das ist nur halb richtig. Die Leidenschaft ist allerdings keiner Befriedigung fähig, alles Erreichte wird ihr nur Vorstufe zu neuem Erreichbaren sein. Sie wird daher nie fertig mit dem, was sie anstrebt: aber sie strebt immer nur auf Einen Punkt hin, und was nicht dieser ist, das läßt sie bei Seite; sie ist insofern sparsam. Der Redselige hat vielerlei zu sagen: der von Leidenschaft Ergriffene sagt nur Eins, dies aber oft und dringend.

So finden wir die germanische Poesie. Sie ist nicht ausführlich und nicht beredt. Sie befaßt sich nur mit den großen Hauptsachen und darin zeigt sie die Sparsamkeit der Leidenschaft. Es gilt schon von der altgermanischen Poesie, was Wilhelm Grimm in einem wunderschönen Bilde von dem Volkslied sagt: „Die Ereignisse stehen wie Berge neben einander, deren Gipfel nur beleuchtet sind.“

Aber man muß hinzufügen: diese Gipfel, die beleuchtet sind, dahin scheint die Sonne mit einer intensiven Kraft, die fast verzehrend wirkt. „Die Sprache der Leidenschaft — bemerkt Otto Ludwig — ist eine Sprache, in der alle Gemüths-, Geistes- und Körperkräfte mitwirken, eine potenzirte, wie denn der Mensch, der ganze sinnliche Mensch, in ihr potenzirt erscheint.“

Dieses Potenzial hat die germanische Poesie überall. In der Darstellung der Hauptsachen, die sie zur Behandlung auswählt, entwickelt sie eine Unermüdlichkeit, die offenbar davon herrührt, daß sie sich nicht genug thun kann. Der Dichter stellt einen bezeichnenden Ausdruck hin, im nächsten Augenblick scheint ihm dieser aber nicht bezeichnend genug, er sucht nach einem noch bezeichnenderen, aber auch wenn der gefunden, ist der Inhalt, den er in der Seele trägt,

immer noch größer als was die Sprache vermag; das Bild, das er sich von dem Gegenstande macht, ist unausschöpflich, — und er geht zu einem anderen Gegenstande über, ohne daß er sich bei dem ersten genug gethan hätte. Man hat den Eindruck als ob der Dichter sich abmüht, einem ungeheueren Stoffe, wovon er ganz durchdrungen ist, annähernd zur Gestalt zu verhelfen.

Der nie befriedigte Drang, die Anschauungen und Begriffe, welche dem germanischen Lebensgehalte nach obenan stehen, in der Seele des Hörers zum Leben aufzurufen, hat für jede Hauptvorstellung eine Unzahl von gleichbedeutenden Wörtern geschaffen. In der durchgeführten Häufung solcher gleichbedeutender Wörter besteht das charakteristische Merkmal unseres ältesten poetischen Styles.

Zum Beispiel: Ein Volkskönig ist gefallen im Kampfe. Sein Leichnam ist verbrannt, ins Grab gelegt, der Hügel aufgeschüttet. Die Edlen reiten um das Grab und beklagen ihn.

In Kummer klagten sie, den König lobend,
Hochgesang erhebend und von dem Helden redend.
Sie verkündeten seine Kampfesgröße und seine Kraftwerte
Priesen sie gewaltig: wie das passend ist
Daß man den freundlichen Herrn feiere mit Worten
Und in Liebe sein gedenke, wenn von dem Leibe fort
Die Seel' im Tode sich trennen muß.
So bejammerten die Gothenleute
Des Herrschers Fall, die Herdgenossen.
Sie sprachen, aller Weltentkönige sei in Wahrheit er
Der mildeste und menschenfreundlichste,
Den Mannen liebreichst und nach Lob und Ruhm begierigst.

Sie werden zugeben, in allen diesen vielen Worten haben Sie nichts gehört, als: die Ritter sangen und lobten den König als einen vollkommenen Helden. Mit verschiedenen Worten ist immer nur dasselbe gesagt. Des Dichters Gedanke scheint festgewurzelt auf dem einen Punct, wie ein Redner, der nicht weiter weiß, vorläufig das schon Gesagte wiederholt. Jener Dichter aber will gar nicht weiter, er thut der Tiefe seines Gefühles nur genug, indem er verweilt.

Grillparzer hat in einer Novelle einen alten Spielmann beschrieben, der auf seiner Violine immer nur Terzen und Quinten und andere consonirende Intervalle wiederholt, unablässig, unermüdet,

schwelgend in dem Wohlklang und ohne alles Bedürfnis eine ganze Melodie correct wiederzugeben. Ebenso schweigt der germanische Dichter in der einen Vorstellung, die ihn gerade beherrscht.

Und nun vergleichen Sie mit dem angeführten Schlusse eines germanischen Heldengedichtes — vergleichen Sie damit den Schluß der Ilias: die Bestattung des Hector. Nur dritthalb Verse:

sie ordneten Sänger

Daß sie die Klag' anstimmten; und nun mit jammernden Tönen
Sangen sie Trauergesang, und rings nach seuzten die Weiber.

Wie viel mehr episches Nacheinander schon darin allein, wie viel mehr Bild und Anschauung, wie viel mehr Handlung. Und vollends wie Andromache klagt und dann Hekabe und dann Helena und wie die Gestalt des Gefallenen sich noch einmal aus ihren Klagen aufbaut, ein volles ganzes Menschenbild, das uns mit zahlreichen Zügen deutlich und lebendig wird: es ist eben ein total anderer Himmelsstrich der poetischen, der ästhetischen Weltanschauung.

Der Germane hat nur Interesse an dem Factum. Die Thatsache als solche genügt ihm zu seiner poetischen Erbauung, sie genügt ihm zur Entzündung der Phantasie. Er hat ein starkes Interesse daran, aber es ist ihm nur um die Wahrheit zu thun. Er will sie dem Zuhörer eindringlich sagen, aber nicht anschaulich, darum schlägt er immer auf denselben Fleck. Darum empfängt man einen Eindruck als ob man unaufhörlich gestoßen würde. Und der Eindruck ist stark, aber er ist ohne Form und Farbe, ohne den Reiz der verlaufenden, sich abspielenden Melodie. Wir hören die gewaltsame, die stockende und stotternde Rede der Leidenschaft. Ihr ist es nur um den factischen Gehalt ihrer Empfindung oder Anschauung zu thun, nicht um die Form.

Diese selbe ästhetische Weltanschauung der Germanen hat nun aber auch ihre Sprache ergriffen und umgestaltet. Sie hat nicht blos die Poesie beherrscht, sie beherrscht auch das Material der Poesie, das einzelne Wort.

Auch die Sprache ist ein Kunstwerk. In jedem einzelnen Wort unterscheiden wir zwischen Inhalt und Form. Eine Silbe des Wortes ist stets dem Inhalt, dem wichtigsten Element des Begriffes ge-

widmet. Die übrigen Silben dienen der Form und der Beziehung.

Das Wort Mensch hieß in unserer Sprache einst manniskän. Da ist die erste Silbe, die Silbe man, für die Bedeutung weitaus die wichtigste; man heißt „denken“, manniskän ist „der Denkende“. Diese Silbe aber, in welcher der Begriff des Denkens liegt, diese Hauptsilbe für den Inhalt, die wird im Germanischen betont. Während in anderen Sprachen der Ton bald auf dieser, bald auf jener Silbe ruhen kann, oder sich nach gewissen mechanischen Rücksichten auf einer bestimmten niedersezt, heftet das Deutsche den Accent auf die Bedeutungsilbe fest. Die Sprache gibt ihre Ansicht über den Werth der Silben kund. Nur diese Bedeutungsilbe, die den Hauptbegriff enthält, ist ihr werthvoll. Alle andern sind gleichgiltig und werden vernachlässigt. So zwar, daß sie nach und nach gänzlich oder fast gänzlich dahin schwinden. Jenes manniskän lautet heute Mensch. Das dreisilbige Wort ist ein einsilbiges geworden. Wo man in der ältesten Sprache gesagt hätte manniskänäm (das ist die zweite Endung der Mehrzahl), da sagt man heute Menschen. In manniskänäm, oder, wie es im achten Jahrhundert heißt, manniskôno, was für eine Fülle von Ton und Klang und Farbe: das alles verklungen und verblaßt, nur der kahle Begriff übrig gelassen. Und deutlich der ganze Proceß bloß Wirkung des starken auf die Silbe man gelegten Accentos.

Da haben Sie das Accentuirte, das Potenzirte der leidenschaftlichen Rede auch im einzelnen Wort.

Dies aber ist sehr wichtig.

Auch das Germanische besaß einst einen freieren, einen weniger gewaltsamen, einen mehr musikalischen Accent, wie seine verwandten Sprachen, wie das Indische, wie das Griechische und all die anderen. Aber sämtliche wichtigste Eigenthümlichkeiten der äußern Form, des Klanges, der Consonanten und Vocale, wodurch das Germanische sich von seinen Schwestersprachen unterscheidet, lassen sich darauf zurückführen, daß es jenen ursprünglichen Accent verlassen hat und ausschließlich die Silbe hervorhob, in welcher die Bedeutung sich am entschiedensten geltend macht. Die Hauptkraft, welche den Germanen eine eigene Sprache bildete, war mithin der veränderte Accent; es

war die ausschließliche Werthschätzung des Gehaltes, die Vernachlässigung der Form.

Sie wissen nun wohl, daß mit Recht die Sprache für das wesentlichste Kennzeichen der Nationalität gehalten wird. Eine Sprache für sich, das heißt: ein Volk für sich.

Und nun blicken wir noch einmal zurück und lassen Sie mich fragen: ob nicht die Sprachwissenschaft das Dunkel, das über dem Ursprung unserer Nationalität ruht, einigermaßen aufgeklärt hat, soweit es für jetzt möglich scheint.

Was haben wir gefunden?

Die Weltlage der Germanen, eingekleidet von allen Seiten, verbunden mit dem hartnäckig festgehaltenen halbnomadischen Culturzustand erhob den Krieg zur Leidenschaft dieses europäischen Stammes. Solche Leidenschaft wirkte als unumschränkt herrschende Macht über alle Gebiete des geistigen und materiellen Lebens, sie hat die Religion umgestaltet, sie hat die Poesie umgestaltet, sie hat die Wörter verwandelt, sie hat den Germanen ihre eigene Sprache geschaffen, sie hat aus dem europäischen Stamme eine selbstständige Nation gemacht.

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Wir sahen, welche Folgen der germanische Lebensgeist, den wir zergliederten, für die ästhetische Anschauung des Volkes, für Poesie und Sprache, gehabt hat. Wir müssen uns noch klar machen, welche sittlichen Folgen daran hängen.

Nicht ohne Absicht habe ich bisher stets nur von der Nationalität, nicht vom Nationalcharakter geredet. Wie wir bei der Beurtheilung des Einzelnen vom Charakter als der höchsten Kraft und höchsten Entfaltung des Sittlichen in ihm sprechen: so wollte ich auch in der Beurtheilung unseres Volkes den Charakter für das Gebiet der Ethik aufbewahren.

Erlauben Sie mir, daran zu erinnern, wie Hegel die Leidenschaft definirt.

Er versteht darunter, daß ein Subject das ganze lebendige Interesse seines Geistes, Talentes, Charakters, Genusses in Einen Inhalt gelegt habe.

Dieser eine Inhalt war für den Germanen der Krieg. Aber

sehen wir ab von dem Inhalte. Der Inhalt ist uns hier ganz gleichgiltig. Wir sehen nur auf die Form der sittlichen Gesinnung, auf die gänzliche Hingebung an Einen Gedankenkreis, durch den alles Andere wie durch eine helle fressende Flamme aufgezehrt wird. Jener Inhalt war temporär: diese Form ist geblieben.

Der Germane selbst wußte die Form sehr wohl von dem Inhalte zu scheiden. Er hat besondere Worte für die Gesinnung, die ich schilderte, und diese Worte drücken ihm den höchsten Begriff der Männlichkeit aus.

Das erste haben wir noch heute; es hat nur seine Bedeutung wesentlich verändert, aber doch nicht so, daß man nicht die Veränderung begriffe. Das Wort ist: einfalt. Einfalt ist für uns in Gegensatz zu vielseitiger Bildung getreten. Wir gebrauchen es lobend für die Einfachheit des Geistes und Gemüthes. Wir gebrauchen es tadelnd für die Beschränktheit des Blickes und des Urtheils. Für den alten Germanen bedeutet es „die Haltung des Gemüths, vermöge deren nur Ein Sinn, nur Ein Gedanke, nur Ein Wille das ganze Innere des Menschen erfüllt und beherrscht.“

Das zweite Wort ist einhart. Gemeint ist das hartnäckige Ausharren, das felsenhafte Standhalten bei dem Einen, einmal Ergriffenen.

Diese Eigenschaft zu bewahren, hatten die alten Germanen reichlich Gelegenheit. Der heftige Kampf ums Dasein brachte große Schwankungen des Glückes. Erst im Unglück zeigt sich der Held in ganzer Größe. Seine Würde, sein Selbstgefühl, seine Hoheit der Empfindung, sein Vertrauen und sein hochgerichtetes Streben gibt er nie auf. Er bleibt einfalt, er bleibt einhart.

Mit Recht hat uns Freytag in seinem Ingo gerade einen solchen Helden vorgeführt. Wir treffen ihn heimatlos, verfolgt, seiner Genossen und Kriegsgesellen beraubt. Einen Augenblick lächelt ihm scheinbar das Glück. Zuletzt verschlingt ihn tragisches Verhängniß.

Die altgermanische Poesie hat eine Gabe, das Unglück darzustellen, die Heimatlosigkeit, die Einsamkeit, die Verlassenheit und Noth zu schildern, — welche manchmal von erschütternder Wahrheit ist.

Ich habe Sie auf das innige Treneverhältniß aufmerksam gemacht,

das zwischen dem Häuptling und seinem Gefolge obwaltet. Ein solcher Gefolgsmann ist fern von der Heimat. Heimat aber, das ist die Halle, in der sie um den Herrn versammelt waren, das sind die liebevollen Genossen, der Jubel und Gesang beim Trunk, der den Saal durchtönt, und der Hochsitz, der Thron des Herrn, von dem er die Gaben vertheilt. Daran denkt der Wanderer in der Ferne am düstern Gestade. Wenn Schlaf und Sorge gesellt den armen Einsamen oftmals fesseln, so dünkt es ihn in träumendem Gemüthe, daß er seinen Herrn küsse und umarme und auf das Knie ihm lege die Hände und das Haupt, wie er manchmal früher in vergangenen Tagen sich zum Throne neigte. Er sucht die Genossen und redet sie an mit Jubel, eifrig sie überschauend. Doch der freudlose Mann erwacht, und vor sich sieht er die fahlen Wogen, sieht baden die Brandungsvögel und breiten ihre Federn, sieht sinken Schnee und Reif, gesellt dem Hagel; und der Herr und die Freunde — sie schwimmen hinweg mit den Wogen.

In einer ähnlichen Lage befindet sich Frehtags Ingo, und wir begreifen nun den Jubel, mit welchem er die Schwertbrüder, die Kampfgenossen empfängt.

Aber die Nachempfindung des Unglücks in der altgermanischen Gesinnung geht noch viel weiter. Was gibt es trockeneres für unseren heutigen Geschmack, als einen Gesetzesparagraphen! Tiefe des Gefühls wird vielleicht manchen menschenfreundlichen Satzungen zum Grunde liegen. Aber Niemand wird erwarten, daß diese Empfindung selbst darin zu Worte kommt. In der Rechtssprache der Germanen war es anders. Hören Sie, wie ein friesisches Gesetz die Bedingung angibt, unter der das Vermögen eines vaterlosen Kindes angegriffen werden darf.

„Wenn das Kind ist stocknackt oder hauslos und dann die düstere Nacht und der eiskalte Winter über die Zäune scheint: so eilen alle Menschen in ihren Hof und in ihr Haus, und das wilde Thier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlüfte, um darin sein Leben zu fristen. Da weint das unmündige Kind und bejammert seine nackten Glieder und klaget laut, daß es kein Obdach habe, daß sein Vater der ihm helfen sollte gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, so tief und in Dunkel ruht, unter Eichenholz und

Erde, mit vier Nägeln verschlossen und bedeckt: — dann darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und verkaufen.“

So bekommen wir auch hier einen grellen Ausblick in die Noth des Lebens, welche der Kampf ums Dasein mit sich führt.

Ich glaube, in jeder solchen Schilderung steckt der ganze germanische Mensch mit seinem vollen Charakter. Hochgespanntes Streben und tiefes Unglück: die beiden hängen nothwendig zusammen. Das erste tritt nicht auf, ohne daß wir das zweite in seinem Gefolge erblicken. Nimmst du deinen Flug zur Sonne, so werden dir die Flügel versengt.

Ich darf nunmehr das letzte Wort sagen.

Der alte Germane ist das, was wir heute einen Idealisten nennen würden.

Wir haben gefragt nach dem Ursprunge der deutschen Nationalität.

Wohl an, das Himmelszeichen, unter welchem die Geburt des deutschen Nationalgeistes geschieht, das ist der Idealismus.

Erinnern Sie sich jener Schilderung in Freytags Roman, wie Ingo das römische Feldzeichen erobert? „Es schaute der Held auf dem Stein über seinem Haupt den Drachen des Caesar, den grimmigsten Wurm, und im Sprunge durchbrach er die Waffen des Römers; er sprang auf den Stein, mit Värengriff faßte er den Riesen, der das Banner trug, und warf ihn vom Felsen. Leblos tauchte in die Fluten der Römer, und das Banner erhebend rief der Held gewaltig den Schlachtruf und sprang mit dem Drachen hinab in den Strom.“

Auch unser Volk hat sich ein Banner erobert, aber nicht dem Römer abgewonnen, sondern aus dem Hört der eigenen Brust hervorgezogen, ein Banner, das es hochhielt im Strome der Geschichte und das es seinen späten Enkeln vererbte, wie Ingo, als einen Talisman, als ein Zauberding, auf daß sie würdig leben der großen Ahnen. Und dieser Talisman — er hat uns bis jetzt nicht verlassen. Denn wir wissen es wohl, unser Heil beruht auf der selbstlosen Gesinnung, auf der Hingebung, auf der Opferwilligkeit, auf dem Idealismus.
